Ende. Wenn Robert gehen wolle — er lege ihm nichts in den Weg.

Da hörte Monika ihren jungen Chef ganz deutlich sagen: „Wenn ich es nicht um den guten Ruf unserer alten Firma und um unsere Angestellten täte, für euch arbeitete ich mich wirklich nicht krank, da hätte ich mir längst anderswo eine Beschäftigung gesucht. Ihr nehmt einem ja die Lust am Arbeiten.

Schließlich ist es ja gleich; denn es ist doch nur eine Frage der Zeit, wie lange es noch so weitergehen kann. Allerhand Gerüchte durchschwirren so wie so schon die Stadt. Man wird so eigentümlich beobachtend angesehen; förmlich Spießruten muß man laufen. Daß du das nicht fühlst?! Die liebe Konkurrenz wartet nur auf den Augenblick, wo wir ausgeschaltet sind. — Nicht so schlimm, meinst du? Deine Freunde sind auffällig zurückhaltend. Das gibt zu denken.

Karl Ludwig Keilmann hat überhaupt noch nicht geantwortet, auf den du so sicher zählst — —"

„Ja, Monika wußte es nur zu gut, wie die Sachlage war. Mit ängstlich besorgten Gesichtern gingen die Herren im Kontor umher; denn auch ihre Zukunft hing von der des Hauses Markhoff ab.

Kam es zur Liquidation, so konnte jeder von ihnen sich nach einem neuen Posten umsehen. Wußte Konkurs angemeldet werden, so wußte man auch nicht, ob ein längeres Bleiben möglich war. Deshalb wünschte jeder mit Robert Markhoff, den sie alle bewunderten und verehrten, daß seine Bemühungen, Geld zu schaffen, von Erfolg begleitet seien.

*

„Noch 'n Kognak?"

„Nee, danke, genug! Aber sag, kommst du nicht mit?"

„Keine Zeit —"

„Erwartest wohl Besuch, he?"

Arno v. Salten fixierte lächelnd den Schwager.

„Hat sich was, Besuch!" brummte der.

Aergerlich nahm der junge Offizier ein Buch vom Tisch und warf es gleich darauf heftig wieder hin.

„Nanu, Felix, du Glücklicher! Welche Laus ist dir denn über die Leber gelaufen?"

„Ah, man hat so seinen Aerger —"

„Ach so, du meinst wohl den Anschnauzer vom Alten, weil er dich heute morgen erwischte, als du zu spät zum Dienst kamst?"

Felix lachte spöttisch.

„Wenn's weiter nischt wäre," — er deutete auf seine beiden Ohren — „da rein und da raus — zu Befehl, Herr Major — nee, mein Lieber. Rund heraus gesagt: Ich bin in eklige Verlegenheit! Kannst du mir vielleicht zwei braune Lappen pumpen?"

„Das glaubst du wohl selber nicht, nachdem ich erst Sonntag an Baumgärtner —" er hüstelte, vollendete aber nicht. „Hundert, höchstens zweihundert Emmchen! Die könnt ich entbehren, aber auch nur, um dir die brüderliche Liebe zu zeigen."

„Her damit! Ich kann alles brauchen."

Nachlässig stopfte Felix die beiden blauen Scheine in seine Brieftasche; sehr zögernd hatte Arno sie ihm gegeben.

„Erlaubst du mir die Frage, wozu du die tausend Meter brauchst? Muß es denn gleich auf einem Brett sein?"

„Ja, Arno, auf einem Brett. Und zwar für Herrn Leander Uhlig, der mir vor drei Monaten dafür nur fünfzehnhundert gegeben hat. Der ist's auch, der mir nachher die Ehre seines Besuches schenken wird. Das beste ist, daß ich die Summe nicht mal komplett habe. Ich hatte so fest auf dich gerechnet."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht unter Wölfen.

Aus den Erinnerungen eines amerikanischen Farmers.

Von

Dr. J. Wiese.

Vor einer Reihe von Jahren zog ich mit meiner Familie nach Wisconsin, erzählte mir ein alter Farmer, und siedelte mich in einem Walde an, wo wir etwa 10 Meilen von der nächsten Ortschaft entfernt waren und fünf Meilen von uns der nächste Nachbar wohnte. Der Wald um uns war nicht immer geheuer durch wildes Getier und unruhig schwärmende Indianer. Ich fühlte mich jedoch wenig beunruhigt darüber, und ebensowenig meine Frau, die es mit dem besten Jäger aufnimmt; aber wir hatten drei Kinder, deren ältestes erst zehn Jahr alt war, und manchmal, wenn ich fern vom Hause weilte und das Brummen eines Bären, das Geheul der Wölfe oder das Geschrei eines Panthers hörte, schlug mir das Herz bei dem Gedanken an meine Kinder. Zuerst erschreckte sie dies Geschrei und Geheul der wilden Tiere zur Nachtzeit sehr, und auch meine Frau, sowie ich selbst fuhren zuweilen auf, wenn uns die Schreie der Panther wie Indianerrufe vorkamen; mit der Zeit gewöhnten wir uns jedoch an diese Töne und kümmerten uns nicht darum, und als ich erst ein paar Acker um unsere Hütte entwaldet und eingezäunt hatte, hielten sich die Bestien ferner von uns, als verständen sie, daß sie da, wo Menschen sich angesiedelt, nichts mehr zu tun haben. Ab und zu schoß ich auch ein paar tot und lichtete dadurch ihre Reihen, so daß sie uns immer weniger belästigten. In dem ersten Jahre geriet ich zwar einmal durch einen Bären und ein andermal durch einen Panther, die mich anfallen wollten, in Gefahr, doch diese Abenteuer sind nichts gegen ein anderes, das ich im zweiten Winter zu bestehen hatte.

Es war ein kalter Morgen und der Boden ringsum mit festgefrorenem Schnee bedeckt, als ich eines meiner Pferde für meine Frau sattelte, die nach der Kolonie in unserer Nachbarschaft reiten wollte, um etwas zu kaufen. Obwohl ihre eigenen Kleider sie gut einhüllten, gab ich ihr noch einen weiten Büffelrock um und bat sie beim Abschiede, ja rechtzeitig aufzubrechen, um vor Nacht aus den Wäldern zu sein.

Den ganzen Tag über fühlte ich mich unruhig, und es war mir, als könnte sich irgend etwas ereignen.

Als ich die Sonne sich neigen sah und noch keine Spur von meiner Frau erblickte, griff ich unwillkürlich nach meinen Pistolen, meiner Büchse, Jagdmesser und Schießbedarf, sattelte mein zweites, noch wenig zugerittenes Pferd, bat die Kinder, nicht über die Schwelle zu gehen, schloß das Haus und ritt meiner Frau entgegen, die ich bei jeder Wendung des Weges zu treffen hoffte. Immer wieder fand ich mich jedoch getäuscht, ich sah nichts von ihr und wurde immer unruhiger, je mehr Meilen ich zurücklegte.

Es wurde gerade dunkel, als die Lichtungen der Pflanzungen mir entgegenschimmerten; ehe ich diese jedoch erreichte, sah ich meine Frau eilig auf mich zukommen. Sie war durch einen alten Bekannten aus dem Osten, der Neuigkeiten brachte, und durch das Abendessen aufgehalten worden, die Zeit war ihr vergangen, sie wußte nicht wie, und sie war herzlich erfreut, daß ich ihr entgegenkam. Ich selbst war gleich froh, sie gesund wiederzusehen.

Als ich ihr von meinen bösen Ahnungen sprach, wollte sie nichts davon wissen, sondern lachte mich aus. Wir ritten im scharfen Trabe durch einen dichten Wald und hatten etwa fünf Meilen zurückgelegt, als wir durch langgezogene Klagetöne alarmiert wurden, die aus verschiedenen Entfernungen und Richtungen zu uns drangen. Wir wußten nun, daß Wölfe uns gewittert hatten und sich zum Angriff auf uns sammelten.

Wir trieben also unsere Pferde zur Eile an, aber wir hielten nicht Schritt mit den Verfolgern, ihr Geheul verriet uns, daß sie näher kamen.

Wir ritten gerade durch eine tiefe Schlucht, wo ein paar große alte Bäume ihre Riesenzweige über ein Dickicht streckten, als ich das Geheul dicht bei uns hörte. Im nächsten Augenblick raschelte das Gebüsch, und es kamen sechs oder acht dieser unheimlichen Tiere zum Vorschein, die rasend vor Hunger hinter uns her stürmten.

Das geschah so plötzlich und unerwartet, daß meine Frau aufschrie und den Zügel fallen ließ, worauf ihr Pferd, sich bäumend und hinten ausschlagend, sie abwarf und mitten unter die Bestien schleuderte, deren Augen im Dunkeln wie feurige Kohlen glühten.

Glücklicherweise erschreckte der plötzliche Fall auch sie, so daß sie zurückwichen und meiner Frau Zeit ließen, den Büffelrock so dicht um sich zu ziehen, daß sie fürs erste vor ihren Bissen sicher war. Gleich darauf sprangen aber die wilden Bestien auf sie, auf mich und die Pferde los. Das meiner Frau schüttelte sie ab und entfloh, das meine stieg und schlug um sich, daß ich keine meiner Waffen fassen konnte und alle Kraft daran setzen mußte, es festzuhalten, daß es mit mir nicht durchlief.

Das waren entsetzliche Augenblicke der Angst, bis ich mich aus den Steigbügeln losmachen und zu Boden springen konnte. Dabei entglitt mir die Büchse und entlud sich von selbst, und durch den Knall erschreckt, floh mein Pferd wie ein Blitz über den gefrorenen Schnee davon.

Glücklicherweise hatte ich meine Pistolen und mein Jagdmesser zur Hand, so daß ich sie gleich gebrauchen konnte. Ich war furchtbar aufgeregt und konnte zuerst nichts anderes denken, als daß mein geliebtes Weib, die Mutter meiner Kinder, unter drei oder vier Bestien lag, die ihr ans Leben wollten; so faßte ich in halbem Wahnsinn in jede Hand eine der Pistolen, deren Hahn ich rasch gespannt hatte, sprang mitten unter meine Feinde, setzte die Mündung an ihre Köpfe und schoß beide Läufe zugleich ab. Beide Schüsse trafen Gott sei Dank, zwei Bestien rollten zurück und wälzten sich in ihrem Blute, worauf die anderen, als sie dieses witterten, über sie mit Wut herfielen, sie wörtlich in Stücke rissen und vor meinen Augen, beinahe über dem Körper meiner Frau, verschlangen.

Nachdem ich mich durch ein Paar Fragen vergewissert hatte, daß meine Frau am Leben und unverletzt war, daß ich sie, ruhig liegen zu bleiben, hob meine Büchse auf und lud sie und ebenso meine Pistolen in größter Eile. So wie ich die erste Kugel heruntergestoßen hatte, fühlte ich mich in Versuchung, noch eine Bestie totzuschießen, aber in diesem Augenblick hörte ich neues fernes Geheul, und da ich fürchten mußte, es werde ein zweites Rudel herankommen, bewahrte ich meine Kugeln für die nächste Gefahr.

Während dieser Zeit stahlen sich die ersten Angreifer, die sich vollgefressen hatten, nach und nach hinweg, aber das Geheul der anderen kam immer näher und warnte mich, auf der Hut zu sein.

Ich hatte gerade meine Frau noch dichter eingehüllt, das Beste, was ich jetzt für sie tun konnte, und mich mit den Pistolen in der Hand zur Verteidigung vor sie hingestellt, als acht bis zehn neue Wölfe aus dem Gebüsch hervorsprangen.

Es entstand eine kurze Pause, als sie mich erblickten und mit ihren mordfunkelnden Augen auftierten, dann kamen sie unter furchtbarem Geheul immer näher und umgaben mich im Kreise, so daß der Raum zwischen ihnen und mir immer enger wurde. Endlich sprang einer, der kühner und hungriger schien als die anderen, vorwärts und erhielt sogleich einen Pistolenschuß zwischen die Augen, der ihn auf den Schnee warf, worauf die anderen, ebenso wie vorher, über ihn herfielen und ihn verschlangen. Ich hatte aber nicht Zeit, mir Glück hierzu zu wünschen, denn gleich darauf fühlte ich die Zähne einer Bestie in meinem Schenkel, so schmerzhaft, daß ich aufschrie. Meine arme Frau hörte es; sie glaubte wohl, es sei vorbei mit mir, und war eben im Begriff aufzuspringen und, so wie sie war, den furchtbaren Tieren entgegenzutreten; ich rief ihr jedoch zu, sie solle sich nicht rühren, setzte die Pistole an den Kopf meines Angreifers und streckte ihn tot zu Boden. Noch hatte ich meine Büchse als Reserve, riß sie hoch und schoß die Ladung auf das heulende Rudel.

Wie viele ich traf, weiß ich nicht, ich sah nur, daß sie eilends aus meiner nächsten Nähe flohen, einige hinkten und wurden beim Fliehen von den anderen angefallen.

Das kam mir wie eine zweite wunderbare Rettung vor, und obwohl meine Wunde mich schmerzte, hielt ich mich ruhig und fand zu meiner Freude, daß sie nicht tief und gefährlich war. Hastig lud ich meine Pistolen und Büchse wieder und ließ darauf meine Frau aufstehen, die mich zärtlich umarmte und Gott für unsere Rettung dankte.

„O, unsere lieben Kinder," rief sie voll mütterlicher Zärtlichkeit aus, „wie gut, daß sie nicht wissen, wie nahe sie daran waren, Waisen zu werden, die Armen, die nun so allein mitten in der furchtbaren Wildnis. Komm, laß uns rasch nach Hause zu unseren Kindern, solange es noch Zeit ist."

„Wir haben keine Zeit mehr, Frau. Hörst du nicht, da kommen mehr von unseren Feinden."

„Kommen sie hierher?" fragte sie zitternd.

„Ich fürchte es."

„O Gott, was soll dann aus uns werden?" fuhr sie jammernd fort, „ich fürchte, wir überleben den dritten Angriff nicht."

„Ich sehe nur einen Weg der Rettung," erwiderte ich, selbst besorgt. „Wir müssen auf einen Baum klettern und den Morgen abwarten."

„Da frieren wir zu Tode," sagte sie darauf.

„Ich hoffe, das soll nicht geschehen. Jedenfalls haben wir keine Wahl. Der Büffelrock wird dich vor der Kälte schützen, wie er dich vor den Wölfen bewahrt hat, und ich will versuchen, mich durch Auf- und Abklettern und das Aufstampfen der Füße warm zu halten."

„Doch warum zünden wir nicht ein Feuer an?" fragte sie rasch, und ihre Stimme wurde wieder lebendiger, als eine neue Hoffnung sie durchdrang, die ich aber leider nicht teilen konnte.

„Aus zwei Gründen nicht. Erstens haben wir keine Zeit, denn hörst du nicht das Geheul des hungrigen Rudels? Und zweitens fehlt uns das Brennmaterial, da die losen Zweige unter dem Schnee liegen."

„Dann möge Gott uns helfen," stöhnte meine Frau, „hier scheint nichts als der Tod für uns zu sein. O meine armen, lieben Kinder! Großer Gott, laß sie nicht diese Nacht zu Waisen werden!"

Ich bat sie, Mut zu fassen und nicht zu verzweifeln, wählte einen großen Baum aus, dessen untere Zweige stark und breit waren und von unseren Feinden nicht erreicht werden konnten, half meiner Frau hinaufsteigen und kletterte ihr nach. Es war die höchste Zeit, denn kaum hatten wir uns in eine bequeme Stellung gesetzt, als das neue Rudel hungriger, wild heulender Bestien ankam, die ihre Feueraugen gierig nach uns emporrichteten.

Wir waren sicher, mußten aber eine lange furchtbare Nacht zubringen und auf ihr scheußliches Wutgeheul hören, während wir schmerzerfüllt an unsere Kleinen daheim dachten.

Die Nacht war entsetzlich kalt, und trotz meiner Bemühungen, mein stockendes Blut in Umlauf zu erhalten, wurde ich noch vor Morgen so benommen, daß ich mich aufgegeben hätte und gestorben wäre, wenn mich nicht fortwährend meine Frau flehend gebeten hätte, um Gotteswillen auszuhalten und sie nicht zur Witwe und unsere Kinder zu vaterlosen Waisen zu machen.

Endlich dämmerte der Morgen, und nie wurde das Tageslicht mit größerer Freude begrüßt. Unsere Feinde stahlen sich, einer nach dem anderen, hinweg und ließen uns allein.

Sowie sie erst fort waren, glitt ich herunter und brachte durch Umherlaufen Wärme in meine Glieder. Dann half ich meiner Frau herunter, und wir eilten nach Hause.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß wir gerade zur rechten Zeit kamen, um unsere armen, zu Tode erschreckten Kinder aus ihrer Angst zu befreien. Sie sprangen, als sie uns kommen sahen, halb sinnlos vor Freude uns entgegen und stürzten in unsere Arme.

Der Krieg in der Wüste.

Eine neue Phase des Tripoliskrieges ist angebrochen, das umzingelte Tripolis ist befreit, der geschlagene Feind in die Wüste entwichen, und nun beginnt eine andere Form des Kampfes, nun bleibt nur noch der Guerillakrieg. Für die Führer und die Soldaten Italiens erhebt sich damit eine bisher unbekannte Aufgabe, beginnt ein Kampf, der sich unter fremden und ungewohnten Verhältnissen abspielt und die kriegerische Energie der Armee in viel größerem Maß anspannen wird als das Ringen um die Oasen bei Tripolis.

Der Türke ist ein tapferer und ausdauernder Soldat, aber die Kampfeskraft jener Mischbevölkerung der Wüste, jener Vermengung von Negern, Arabern und Berbern, ist unvergleichlich und für den Gegner furchtbar. Diese flinken Reiter werden nie ein ernsteres Gefecht durchführen, so lange sie sich in der Minderheit fühlen, sie zögern nicht, zu fliehen und immer wieder auf bessere Gelegenheiten zu warten. Die europäische Truppe, die mühevoll in die öde Wüste vordringt, muß jede Minute auf Ueberfälle und blutige Ueberraschungen gefaßt sein, und dazu tritt die Einwirkung des schlimmen Klimas, die Oede des Landes, das grelle Sonnenlicht, das auf die Dauer europäische Augen fast mit Blindheit schlägt, der Wassermangel, der an die Widerstandskraft des Soldaten die schwersten Anforderungen stellt.

Stets ist der Gegner über alle Truppenbewegungen auf das Genaueste unterrichtet; er selbst aber ist nur schwer zu erkunden, ist nie zu packen, weiß sich die kleinsten Zufälle zu nutze zu machen, um überraschend die marschierende Truppe mit einem Kugelregen zu grüßen, wo man dies am wenigsten erwartet. Ehe der unsichtbare Feind erkannt ist, ehe die Opfer dieses Ueberfalls Zeit zu einem Todesseufzer gefunden haben, ist der tückische Gegner bereits verschwunden, und nur der Widerhall galoppierender Pferde verrät in welcher Richtung er geflüchtet ist.

Dieser leichten Beweglichkeit des Feindes kann die europäische Truppe nie gleichkommen, alle Verhältnisse im Wüstenkriege scheinen sich mit den braunen Söhnen der Wildnis zu verbünden. Die Soldaten müssen große Vorräte und Wasser mit sich führen. Die Truppen sind dadurch gezwungen, einen langen und schwerfälligen Train mitzuschleppen, der die Schnelligkeit der Bewegungen hindert, und der doch stets im Herzen der Truppe bleiben muß, wenn er dem Feinde nicht in die Hände fallen soll. Denn mit Vorliebe konzentrieren sich die Ueberfälle und überraschenden Angriffe auf den Train. Diese Umstände bedingen eine besondere und komplizierte Marschformation. Die marschierende Kolonne muß zu jeder Stunde imstande sein, ein Karree zu bilden, denn die stürmischen Angriffe der Araber, Berber und Tuaregs erfolgen fast immer zugleich von allen Seiten. Die Marschpatrouillen und die Spitzen müssen weit vorauf geschoben werden, der Train kann nicht der Truppe folgen, sondern muß in der Mitte der Kolonne seinen Platz finden, und zu seinen Seiten sind die Plätze starker Bedeckungsmannschaften und der Kavallerie. Der Nachtrupp wiederum ist so stark als möglich zu gestalten, weil er Angriffen am meisten ausgesetzt ist, da die Vorstöße sich, wie gesagt, fast immer gegen die Vorratskolonne richten.

Nachtmärsche müssen überhaupt vermieden werden, denn sie bieten dem Gegner allzu günstige Angriffsgelegenheiten. Mit dem Sinken der Sonne aber muß sich die Wachsamkeit verdoppeln, denn birgt schon der Tag Gefahren, so trägt im Wüstenkriege die Nacht die Vernichtung in ihrem Mantel.

Im Kampfe selbst ist es erstes Gesetz, ein Handgemenge unter allen Umständen zu vermeiden. Der einzelne Araber oder Tuareg ist für sich ein Krieger, dem kein europäischer Soldat gewachsen ist. Er führt die blanke Waffe mit einer Geschicklichkeit, gegen die europäische Truppen einfach machtlos sind. Gelingt es den angreifenden